

Silvia Federici

Jenseits unserer Haut

Körper als umkämpfter Ort im Kapitalismus

aus dem amerikanischen Englisch
von Margarita Ruppel

UNRAST

NACHWORT

Über freudvollen Aktivismus

Das Prinzip der freudvollen Militanz lautet: Entweder ist unsere Politik befreiend, entweder sie verändert unser Leben auf positive Weise, lässt uns wachsen, bereitet uns Freude oder mit ihr stimmt etwas nicht.

Traurige Politik entsteht oft aus einer übertriebenen Vorstellung von dem, was wir selbst, alleine schaffen können, was zu der Angewohnheit führt, uns selbst zu übernehmen. Das erinnert mich an Nietzsches Metamorphosen in *Also sprach Zarathustra*, wo er das Kamel als Lastentier beschreibt, die Verkörperung des demütigen Geistes. Das Kamel ist der Prototyp der Aktivist*innen, die stets mit unfassbaren Mengen von Arbeit beladen sind, weil sie glauben, das Schicksal der Welt hänge von ihnen ab. Die heldenhaften, stachanowistischen¹ Aktivist*innen sind immer traurig, weil sie sich so viel vornehmen, dass sie nie wirklich im Hier und Jetzt leben und nicht die transformativen Möglichkeiten ihrer politischen Arbeit zu schätzen wissen. Eine solche Arbeitsweise frustriert uns, weil uns das, was wir tun, nicht verändert und wir keine Zeit haben, die Beziehungen zu den Menschen, mit denen wir zusammenarbeiten, zu verändern.

Der Fehler liegt darin, sich unerreichbare Ziele zu setzen und immer nur >gegen< etwas zu kämpfen, anstatt etwas zu erschaffen. Dadurch sind wir immer auf die Zukunft gerichtet, wohingegen eine freudvolle Politik schon in der Gegenwart Wirkung zeigt. Immer mehr Menschen erkennen das. Wir können unsere Ziele nicht in einer Zukunft ansiedeln, die immer weiter in die Ferne rückt. Wir müssen uns Ziele setzen, die wir teilweise schon in der Gegenwart erreichen können, wenn auch unser Horizont natürlich darüber hinausgehen muss. Politische Aktivität muss unser Leben und unsere Beziehungen zu den Menschen um uns herum positiv verändern. Schwermut holt uns ein, wenn wir das zu Erreichende immerzu auf eine Zukunft vertagen, die wir nie kommen sehen, und infolgedessen die Augen davor verschließen, was jetzt gerade möglich ist.

1 Anmerkung der Übersetzerin: Die Stachanow-Bewegung war eine sowjetische Kampagne zur Steigerung der Arbeitsproduktivität.

Ich stelle mich ebenso gegen den Begriff der Selbstaufopferung. Ich glaube nicht an Opfer, wenn das bedeutet, dass wir uns selbst unterdrücken, dass wir entgegen unseren Bedürfnissen, unseren Wünschen, unserem Potenzial handeln. Das soll nicht heißen, dass politische Arbeit ohne Leid auskommt. Doch es gibt einen Unterschied zwischen dem Leid, das wir verspüren, weil eine unserer Entscheidungen schmerzhaft Konsequenzen nach sich zieht – wie Repressionen zu erfahren oder zu sehen, wie jemand, den wir lieben, verletzt wird –, und der Selbstaufopferung, die gegen unseren Willen und Wunsch geschieht, bloß weil wir glauben, dass es unsere Pflicht sei. Das macht Menschen unglücklich und unzufrieden. Politische Arbeit aber muss uns heilen. Sie muss uns Stärke, Weitsicht schenken, unseren Solidaritätssinn stärken und uns unsere Abhängigkeit voneinander vor Augen führen. Die Fähigkeit, unseren Schmerz zu politisieren, ihn in eine Quelle der Weisheit zu verwandeln, in etwas, was uns mit anderen Menschen verbindet – all das hat eine heilende Wirkung. Es wirkt >empowernd< (ein Wort, das mir mittlerweile missfällt).

Ich glaube, dass die radikale Linke es in vielen Fällen versäumt hat, Menschen für sich zu gewinnen, weil sie der reproduktiven Seite politischer Arbeit keine Beachtung geschenkt hat – gemeinsame Abendessen, Lieder, die unser Gefühl als kollektives Subjekt stärken, liebevolle Beziehungen, die wir zueinander entwickeln. Die indigenen Völker Amerikas lehren uns zum Beispiel, wie wichtig Fiestas sind, nicht nur zum Vergnügen, sondern auch, um Solidarität aufzubauen, um unsere gegenseitige Zuneigung und Verantwortung füreinander zu bekräftigen. Sie lehren uns die Bedeutung von Aktivitäten, die die Menschen zusammenbringen, die uns die Wärme der Solidarität spüren und Vertrauen aufbauen lassen. Deshalb nehmen sie die Organisation der Fiestas sehr ernst. Trotz all ihrer Beschränkungen erfüllten Arbeiterorganisationen in der Vergangenheit diese Funktion, indem sie Zentren errichteten, die (männliche) Arbeiter nach Feierabend aufsuchen konnten, um ein Glas Wein zu trinken, Genossen zu treffen, sich die neusten Nachrichten und Aktionspläne anzuhören. So wurde die Politik zur erweiterten Familie, die Weitergabe von Erfahrungen von Generation zu Generation wurde sichergestellt und die Politik selbst erlangte eine andere Bedeutung. Das ist nicht die vorherrschende Kultur in der Linken, zumindest nicht heute, und das ist zum Teil der Grund für die Schwermut. Politische Arbeit sollte unsere zwischenmenschlichen Beziehungen verändern, unseren

Zusammenhalt stärken, uns die Gewissheit geben, dass wir uns der Welt nicht alleine stellen müssen.

Ich spreche lieber von Freude als von Glück. Ich ziehe Freude vor, weil sie eine aktive Gefühlsregung ist, kein stagnierender Daseinszustand, nicht die Zufriedenheit mit den Dingen, wie sie sind. Freude bedeutet, dass wir unsere Kräfte spüren, sehen, wie unsere Fähigkeiten in uns selbst und den Menschen um uns herum wachsen. Dieses Gefühl geht aus einem Veränderungsprozess hervor. Um es mit Spinoza zu sagen – Freude bedeutet, dass wir die Situation, in der wir uns befinden, erkennen und wir im Einklang mit dem, was von uns in diesem Moment erfordert wird, handeln. So haben wir das Gefühl, dass wir die Macht haben, etwas zu verändern, und dass wir uns gemeinsam mit anderen Menschen verändern. Das ist nicht gleichbedeutend mit der Zustimmung zum Gegebenen.

Spinoza beschreibt Freude als Resultat von Vernunft und Erkenntnis. Hier ist es wichtig, zu erkennen, dass wir mit vielen Narben in die Bewegung kommen. Wir alle sind gebrandmarkt vom Leben in einer kapitalistischen Gesellschaft. Gerade deshalb möchten wir kämpfen, die Welt verändern. Das alles wäre nicht nötig, wenn wir bereits perfekte Menschen – was auch immer das heißen mag – in dieser Gesellschaft wären. Doch oftmals werden wir enttäuscht, weil wir die Vorstellung haben, in der Bewegung nur harmonische Beziehungen vorzufinden, und stattdessen auf Eifersüchteleien, Lästereien und ungleiche Machtverhältnisse stoßen.

Auch in der Frauenbewegung erleben wir zuweilen schmerzhaft und enttäuschende Beziehungen. Tatsächlich ist es in Frauengruppen und -organisationen sogar am wahrscheinlichsten, die größten Enttäuschungen zu erleiden. Wir erwarten nämlich häufig, von Männern im Stich gelassen und betrogen zu werden, doch wir erwarten das nicht von Frauen und wir können uns nicht vorstellen, dass sich Frauen gegenseitig verletzen, sich gegenseitig das Gefühl geben, minderwertig oder unsichtbar zu sein. Natürlich stehen hinter den persönlichen Konflikten manchmal uneingestandene politische Differenzen, die unüberbrückbar sind. Doch es kommt auch vor, dass wir uns betrogen und tief verletzt fühlen, weil wir angenommen hatten, in einer radikalen und vor allem in einer feministischen Bewegung zu sein, müsse uns zwangsläufig von all den Wunden befreien, die wir in unseren Körpern und Seelen tragen, und deshalb lassen wir unser Schutzschild sinken, wie wir es nie in unseren persönlichen Beziehungen zu Männern oder in gemischten Gruppen tun würden. Das führt

unweigerlich zu einem Gefühl der Schwermut, das manchmal so stark ist, dass wir die Bewegung lieber verlassen. Mit der Zeit lernen wir, dass die Zankereien, die Eifersüchteleien, die übertriebene Verletzlichkeit, die wir so oft in Frauenbewegungen antreffen, Teil des verfälschten Lebens sind, das durch die kapitalistische Gesellschaft entsteht. Es gehört zu unserem politischen Wachstumsprozess, sie als solche zu erkennen und uns nicht von ihnen kaputtmachen zu lassen.